

Euthanasieopfer Franz Humer (1897-1940) aus Kematen am Innbach

„... mit Besserung war nicht zu rechnen“



Persönliche Vorbemerkung

*Siebzig Jahre lang wusste nur eine Handvoll Menschen von meinem Großonkel **Franz Humer**, der in Hartheim ermordet wurde. Die zufällige Bemerkung einer Tante im Jahr 2002 führte dazu, dass auch er einen Platz im Familiengedächtnis erhielt. – Wie sein Bruder Johann war Franz aus dem ersten Weltkrieg traumatisiert und psychisch schwer belastet heimgekehrt. Um der Familie nicht zur Last zu fallen, wurden beide in den 1920er-Jahren in die „Landes-Irrenanstalt Linz-Niedernhart“ eingewiesen, worüber die erhaltenen Krankenakten ein detailgenaues Zeugnis geben. Der ältere, ledige Bruder Johann verstarb dort im November 1935 an Tuberkulose und wurde in der Familienerinnerung vergessen. Das Schicksal des Anfang Juni 1940 nach Hartheim verfrachteten und dort vergasteten jüngeren Bruders Franz hingegen, der bereits verheiratet und Vater zweier Töchter war, blieb innerhalb der Familie ein gut gehütetes Geheimnis.*

Das Leben der ganz kleinen Leute

Mit ihren zehn Kindern (geboren zwischen 1886 und 1913) bewohnten und bewirtschafteten meine Urgroßeltern Anna und Johann Humer das „Schusterhäusl“ in Unterdoppl 4, Gemeinde Kematen am Innbach (Pfarre Steinerkirchen). Mehrere Söhne erlernten wie ihr Vater den Schuhmacherberuf, so auch Johann und Franz. Die Familie lebte zusammengepfercht im einzigen Wohnraum des kleinen Hauses, in dem es daneben nur für die Schusterwerkstatt und einen Stall Platz gab. Man fristete ein armseliges Leben, die kargen Einnahmen aus Handwerk und Landwirtschaft reichten kaum aus, um die vielen Mäuler satt zu bekommen. Möglichst früh kamen die Kinder daher aus dem Haus, zum Dienst bei Bauern oder in städtische Haushalte.



Gut katholisch und kaisertreu wie die Eltern eingestellt waren, verwundert es nicht, dass ein Sohn nach dem anderen – teilweise freiwillig – als Soldaten in den Ersten Weltkrieg zogen, einer kehrte nicht zurück. Johann und Franz aber kamen, wie es damals hieß,- „kopfmarod“, also in psychischer Ausnahmesituation, nach Hause. Sie hätten sich die „Kopfgrippe“ zugezogen, hieß es.

Wie man zu jener Zeit mit psychischen Krisen umging

Als wäre die Lebenssituation nach dem Ersten Weltkrieg und dem Zusammenbruch der Monarchie nicht generell schlimm genug gewesen, spitzte sich beim „Schuster z’Doppl“ die Lage besonders zu. Denn die zwei Söhne, die zu versorgen waren, aber nichts zum Einkommen beitrugen, sorgten für Konflikte und es kam mehrfach zu aggressiven Handlungen. Man beantragte also die Einweisung in die „Anstalt“ samt Kostenübernahme durch die Invalidenentschädigungskommission. Allen schien klar, dass das Leiden der beiden Brüder eine Kriegsfolge war.

Im Fall von Johann freilich hatte ein Nachbar bezeugt, dass er den jungen Mann „seit Geburt kenne und dieser immer gesund, normal, arbeitsam und brauchbar war. Nach Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft im Sommer 1918 war er verändert und verloren. Er wurde unbrauchbar zum Arbeiten, schien über Umgebung und Zeit nicht orientiert und es war kein Auskommen mehr mit ihm.“ (1) Dennoch

wurde von der Invalidenentschädigungskommission ein Zusammenhang mit der Kriegsdienstleistung ausgeschlossen. (2)

Im Weltkrieg: „Er muß das Schießen gewöhnen!“

Auch bei Franz Humer wurde, um die Zahlung einer Kriegsinvalidenentschädigung abzuwenden, von Gutachtern „unheilbare Schizophrenie bzw. chronisches Jugendirresein“ diagnostiziert (3) und ein Zusammenhang mit den traumatischen Erfahrungen im Fronteinsatz wurde abgelehnt. (4) Dem ist entgegenzuhalten, dass in der Familie keine psychischen Erkrankungen bekannt waren und dass die Ehegattin Maria Humer (geb. Gumpoldsberger), in einer Eingabe an die „Direktion der Irrenanstalt“ im Juli 1938 schrieb:

„Ich kannte Franz als jugendliches Mädchen als aufrechten, geistesfrischen Burschen, indem ich unweit von seinem Elternhaus bedienstet war. (...) 1915 kam er zum Kaiserschützenregiment Nr. II zum Felddienst. Bei mehreren Heimaturlauben gab es keine Andeutung der jetzigen Krankheit. (...). Nach dem letzten Urlaub im März 1918 rückte er gesund wieder ein, bis es nach einigen Monaten hieß, der Humer Franz sei im Spital in Laibach. (...) Er soll der Maschinengewehr-Abteilung zugeteilt worden sein, wo ihm aber das Schießen sehr weh getan hat und er Kopfschmerzen hatte. Ein Kamerad sagt, dass aber keine Rücksicht genommen und der Kopf an das Maschinengewehr gehalten wurde. Er müsse es gewöhnen, sagten die anderen. Ca. drei Wochen später traf der Kamerad Franz wieder und er dachte, dass Franz im Geiste nicht mehr ganz beisammen sei, was er auch nach Hause schrieb. (...) Nach Kriegsende kam er mit guter Stimmung nach Hause, war fleißig in seinem Handwerk und bewegte sich wieder wie jeder ortsübliche Mensch. – 1920 haben wir uns kennengelernt und geheiratet. Als die Sorgen etwas größer waren, bekam mein Mann einen Rückfall und war in Gedanken beim Militär. Er hörte immer etwas, was er für italienische Maschinengewehre hielt.“ (5)



Schwierige Zeiten der jungen Familie



Das junge Paar zog nach der Hochzeit am 19. Oktober 1920 ins Plankenhaus in Holzhausl 4, Gemeinde Meggenhofen (Pfarre Offenhausen), wo sich Franz als Schuhmachermeister betätigte und gemeinsam mit seiner Frau eine kleine Landwirtschaft führte. In den ersten Ehejahren kamen zwei gesunde Töchter zur Welt. Infolge der schlechten Wirtschaftslage blieb die Schusterarbeit zunehmend aus und es entstanden Schulden. Franz hatte immer wieder „aufgeregte Tage mit Kopfschmerzen, kam auseinander und war ganz desperat. Er riss sich an den Haaren, wurde rasend, zerschlug seine Pfeife, schob einen Hammerstiel in den Ofen und war sehr aufbrausend. Er sah russische Ordonanzen

und auf ihn gerichtete Kanonen“. (6) Dies führte dazu, dass er im Frühjahr 1924 im Auftrag der Invalidenentschädigungskommission zu einer fachärztlichen Untersuchung nach Niedernhart gebracht wurde.

Nach mündlicher Aussage seiner Tochter Maria (+ 2003) bekam die Familie zunehmend Angst vor Franz, insbesondere davor, dass er das Haus anzünden oder jemandem etwas antun könnte. Man wusste sich nicht anders zu helfen, als ihn im Herbst 1924 durch den Offenhausener Gemeindefarmer „in eine Heilanstalt überführen“ zu lassen. (7)

Am 20. Oktober 1924 überbrachte ihn die Rettungsabteilung Grieskirchen in die „Landes-Irrenanstalt Linz-Niedernhart“, die er bis zu seinem Transport nach Hartheim am 6. Juni 1940 nicht mehr verlassen

sollte. Einmal jährlich besuchte ihn seine Frau mit den Töchtern und überbrachte dabei jeweils aktuelle Fotos.

Fast 16 Jahre in der „Anstalt“, dann „ung. o. R.“ („ungeheilt ohne Revers“)



Insgesamt verbrachte Franz Humer von Oktober 1924 bis Juni 1940 mehr als 5700 Tage in Niedernhart. Nach 14 Jahren Aufenthalt erhält seine Frau folgende Information: „Im Befinden Ihres Mannes ist leider von keiner Besserung zu berichten. Auch muss gesagt werden, dass bei der langen Dauer der Krankheit auf Heilung nicht mehr zu hoffen ist. Der Kranke verhält sich immer gleich, meist ist er ruhig und unauffällig, dann aber kommen Zeiten, wo

er unter dem Einfluss von Sinnestäuschungen plötzlich erregt wird und auf Mitkranke losgeht. Körperlich geht es ihm zufriedenstellend.“ (8)

Die vollständig erhaltene Krankenakte weist für den Zeitraum seiner Unterbringung insgesamt 215 Tageinträge auf, oft sind es Berichte über auffälliges oder aggressives Verhalten, etwa:

- „Sprang abends aus dem Bette, stieß mit den Füßen gegen die Tür.“ (27.10.1924)
- „Will heim, weil er seine Kinder schreien höre. Schlägt nachts an die Tür.“ (30.9.1925)
- „Verlangte nach seinen Kleidern, weil er heimgehen und in den Krieg fort müsste.“ (28.6.1926)
- „Versteckt sich im Garten, um entweichen zu können.“ (10.9.1926)
- „Schlug unvermittelt eine Scheibe der Glastüre ein.“ (27.3.1929)
- „Sagte zum Arzt, er sei gestern gestorben. Heute sei sein Begräbnis.“ (14.11.1930)
- „Störte nachts durch Singen.“ (14.11.1931)
- „Führt oft laute Selbstgespräche. Ansonsten harmlos, beschäftigt sich willig mit Abteilungsarbeit.“ (21.1.1935)
- „Begann laut zu singen und zu beten.“ (26.1.1936)
- „Fluchte morgens laut beim Fenster hinaus.“ (20.8.1937)
- „War halluzinatorisch erregt; ging plötzlich auf einen Mitkranken los und würgte ihn.“ (4.5.1938)

Die Einträge sind ein Zeugnis der Psychiatriegeschichte und geben auch Einblick in äußere Entwicklungen. So erfolgen die Notizen ab März 1939 nicht mehr handschriftlich, sondern mit der Schreibmaschine und es kommt – obwohl es ein Jahr zuvor noch geheißen hatte, dass der Patient „ohne Medikamente leicht zu beruhigen sei“ – ab Herbst 1936 vermehrt zur Ruhigstellung durch Skopolamin-Tropfen.

Im März 1940 erkrankte Franz Humer leicht und hatte erhöhte Temperatur. Nach drei Tagen aber war er „*fieberfrei und wieder außer Bett*“ (23.3.1940). Danach gab es keine weiteren Aufzeichnungen bis zum letzten Eintrag. Dieser stammte vom 6.6.1940 und lautete kommentarlos: „*Nach Brandenburg transferiert.*“ Am Deckblatt der Krankenakte war in der Zeile „Abgang“ nach dem Datumsstempel „ung. o. R.“ zu lesen.(9)

Nach fachkompetenter Auskunft durch Mitarbeiter des Lern- und Gedenkortes Schloss Hartheim bei Alkoven steht die Abkürzung für „ungeheilt ohne Revers“ und die Ortsangabe Brandenburg diente nur der Verschleierung. Tatsächlich wurde Franz Humer am 6.6.1940 mit einem der berüchtigten grauen „Gekrat-Busse“ von Niedernhart nach Hartheim gebracht und dort am selben Tag ermordet. Sein Name findet sich auf der in der Gedenkstätte angebrachten Opferliste, die bewusst keiner alphabetischen oder sonstigen Sortierung unterliegt.

Information der Familie und weiterer Verlauf

Anfang Juli 1940 traf im Plankenhaus ein Brief aus der Berliner Gegend ein. In dem mit 29.6.1940 datierten und von Dr. Schmitt unterzeichneten Schreiben der Landes-Pflegeanstalt Brandenburg an der Havel heißt es: „Wir teilen Ihnen mit, dass Herr Franz Humer, der vor kurzem aus verwaltungstechnischen Gründen in unsere Anstalt überführt wurde, am 28. Juni 1940 an einer septischen Angina (eitrige Mandelentzündung) gestorben ist. Alle ärztlichen Bemühungen, Ihren Mann am Leben zu erhalten, blieben leider ohne jeden Erfolg. Da jedoch bei der Art und Schwere seines Leidens mit einer Besserung und damit auch mit Entlassung aus der Anstalt nicht mehr zu rechnen war, kann man seinen Tod (...) nur als Erlösung ansehen. Möge Ihnen diese Gewissheit zum Troste gereichen.“ – Die Leiche des Mannes, so ist zu lesen, wurde auf strenge polizeiliche Anordnung hin sofort bestattet, um Infektionskrankheiten im Hinterland zu verhindern. (10)

Die Familie ließ für den Verstorbenen in der Welser Druckerei Haas ein Sterbebild anfertigen, auf dem mangels Kenntnis der tatsächlichen Todesumstände zu lesen ist: „Christliches Andenken an Herrn Franz Humer, welcher am Freitag, den 28. Juni 1940 in Brandenburg a. H. im 44. Lebensjahre verschieden ist.“ (11)

Tatsächlich aber hätte es heißen müssen: „welcher am Donnerstag, den 6. Juni 1940 im Rahmen der Euthanasie-Aktion T4 in Hartheim bei Alkoven ermordet wurde“.

Maria Humer brachte sich und ihre beiden Töchter mühevoll durch, bevor sie einen zweiten Ehemann fand. 1989 verstarb sie im Alter von 87 Jahren und auch die beiden Töchter, die sie mit Franz Humer hatte, sind mittlerweile verstorben. Ihre Enkelkinder und deren Kinder erfuhren erst im Lauf der Recherche vor ca. 20 Jahren Näheres über Leben und Sterben von ihrem Vorfahren.



Persönliche Nachbemerkung

Als ich im Jahr 2002 erstmals die Geschichte von Franz Humer, dem Bruder meiner Großmutter, recherchierte, verfasste ich anschließend einen Brief an die näheren Verwandten. Ich wollte über den verschwiegenen Verwandten und seinen vergessenen Bruder, die beide in Niedernhart waren, informieren und sie ins Familiengedächtnis zurückholen. Die damaligen Reaktionen überraschten mich. So meinte etwa die letzte noch lebende Schwester, dass ihre Brüder „ja eh nichts vom Leben gehabt hätten und es für Franzl ein Gnadentod gewesen sei“. Ein Neffe der beiden verbrannte meinen Brief im Ofen, bevor ihn jemand aus seiner Familie sehen konnte. „Niemand soll erfahren, dass wir Geistesranke in der Familie hatten!“, sagte er.

Quellen:

- (1) Aus dem Protokoll der gerichtsärztlichen Untersuchung von Dr. Georg Stiefler und Dr. Kurz-Goldenstein am 31. 1. 1922 (enthalten in der Krankenakte von Johann Humer; OÖ. Landesarchiv=OÖLA)
- (2) Stellungnahme der Invalidenentschädigungs-Schiedskommission vom 10. 4. 31 (enthalten in der Krankenakte von Johann Humer; OÖLA)
- (3) Aus dem Gutachten von Doz. Dr. Georg Stiefler, zitiert in der „Entscheidung über Entmündigung wegen Geisteskrankheit“ des Bezirksgerichts Grieskirchen vom 9. März 1925 (Familienbesitz)
- (4) Schreiben vom „Bund der Kriegsgopfer Oberösterreichs“ an die Geschäftsstelle Pichl bei Wels vom 23. 4. 1938
- (5) Brief von Maria Humer an die Direktion der Irrenanstalt“ vom 20. 7. 1938 (Familienbesitz)
- (6) Aus dem Protokoll der fachärztlichen Untersuchung von Dr. Kurz-Goldenstein am 10. 3. 1924 (enthalten in der Krankenakte von Franz Humer; OÖLA)
- (7) Parere des Gemeindefarztes von Offenhausen vom 19. 10. 1924 (enthalten in der Krankenakte von Franz Humer; OÖLA)
- (8) Abschrift des Schreibens an Maria Humer vom 29. 7. 1938 (enthalten in der Krankenakte von Franz Humer OÖLA)
- (9) Alle Zitate aus dem „Standard-Protokoll Nr. 10993“ (enthalten in der Krankenakte von Franz Humer; OÖLA)
- (10) Schreiben der Landes-Pflegeanstalt Brandenburg a. H. vom 29. 6. 1940 (Familienbesitz)
- (11) Sterbeandenken an Franz Humer (Familienbesitz)

Bilder: Privat (4), Kepler Universitätsklinikum/Archiv (HPN 1920); Wikimedia Commons (MG 1. Weltkrieg).

Der Verfasser Mag. Martin Kranzl-Greinecker wurde 1963 geboren. Er studierte Theologie und Journalistik, war 12 Jahre bei der Linzer Kirchenzeitung tätig und ist seit 2003 Chefredakteur der von der Caritas herausgegebenen Fachzeitschrift UNSERE KINDER. Wohnhaft in Pichl bei Wels initiierte er das dortige Gedenken an die „Kinder von Etzelsdorf“ und ist Vorstandsmitglied des Vereins Schloss Hartheim sowie des Mauthausenkomitees Österreich.